

# 1 Nadelbüchse



## **Familie Josef Bisig-Marty «Zwejerä Sejbels»**

*Sohn Walter verfasste anlässlich des achtzigsten Geburtstags seiner Mutter eine Familienchronik. Aus ihr schöpfte ich diesen Bericht. Ahnen dieser Familie begegnen wir wiederum im Teil Willierzell.*

Am 28. Oktober 1905 gaben sich der «Zwejerä Sejbel» und s Anneli Marty, Mägdli im alten «Löwen» auf dem Birchli, das Ja-Wort fürs Leben. Ein Jahr später war der Storch das erste Mal auf Besuch, um dann noch weitere 12 Mal bei ihnen Gast zu sein. In einer kalten, schneereichen Januarnacht, 1908, brannte das Haus ab, in dem die junge Familie in Miete war (11). Das nackte Leben, zwei kleine Kinder, ein wenig Bargeld und das Hemd, das sie am Leibe trugen, war die ganze Habe, die sie retten konnten.

1909 erwarben sie das «Heimätli» zur «Nadelbüchse» unter der Stollern. Vom Bauernbetrieb wollte Vater nicht viel wissen, er war ein «Rösseler». Fuhrwerken, das war seine Leidenschaft. Oft hatte er Pech mit seinen Pferden; aber eher hungerte er selbst, als dass sein Pferd den Hafer missen musste. Die Arbeiten in Haus und Stall, auf dem Feld und in den Turpen, die schriftlichen und finanziellen Angelegenheiten sowie die immer grösser werdende Kinderschar überliess er der Mutter. Es brauchte viel, bis da nur alle hungrigen Mäuler gestopft und alle einigermaßen eingekleidet waren. Zum Glück achtete man in jener Zeit nicht stark auf die Mode. Da gab es die «Gschältli» und die dicken selbstgestrickten Strümpfe für Buben und Mädchen, kurze Hosen mit Laden im Gesäss, ein langes, dünnes Röckli, einen «Lismer» und ein armseliges «Tschöippli», ein Paar «Holzbödä» für den Win-

ter, und wenn es gut ging, ein Paar Schnürschuhe für den Sonntag.

Im Hause selbst kannte man keinen Luxus. Für Licht sorgten Kerzen und Petroleumlampen. Das Wasser musste zugetragen werden. Für die Unterhaltung sorgte ein kreischendes Grammophon und als Lektüre eine Zeitung und etwa ein Heffli. Auch die Räumlichkeiten waren klein, und so musste man ein Bett teilen.

Die Kinderspielsachen waren primitiv. Da gab es einige aus Holz geschnitzte oder aus Lehm geformte, auch aus Stoff und Lumpen selbstgefertigte Figuren und Puppen. Mit gut präparierten Fassdauben fühlte man sich als Star. Hei, war das eine Freude, wenn es an Weihnachten eine echte Puppe oder einen ledernen Fussball oder an der Chilbi ein «Sandschüüfeli» oder einen «Chrottäschtächer» gab. Die schönsten Spielsachen und Abwechslungen bot jedoch die Natur mit ihrer Vielfalt an Gräsern und Blumen, Käfern, Schnecken und Gewürme, mit denen man als Kind so gut spielen konnte. Meist aber war man mit diesen armen Geschöpfen gar nicht fein und zimperlich im Umgang. Denkt man nur an das «Fröschäbrittlä», an die Wildenten und an den Krähenfang mit gelegtem Köder oder an die Nestplünderungen dieser Vögel und an die Methoden beim Fisch-, Frosch- und Groppenfang. Oh, wie konnte man da nach getaner Arbeit und an Sonntagen mit Nachbarskindern und Kameraden auf Streifzüge ausgehen! Ja, mit Armbrust, «Chnüttel» und Flobert in dieser wilden Gegend herumstreifen, für die heutige Jugend nur noch eine Illusion, wie man sie noch in einem Wildwestern findet. Es waren nicht immer nur harmlose Unternehmen und Abenteuer, und wie oft hat der Schutzengel seine leitende Hand über sie aus-



*Familie Josef Bisig-Marty, welche von 1909 bis 1936 unter der Stollern wohnte. Hinten von links: Lina, mit Haarmasche Josefina, Maria und in der Mitte: Anna, Elisa und Hilda. Vorn: Agnes, Mutter Anna mit Margrit, Vater und Sohn, beide Josef. Die zwei Jüngsten fehlen.*

gebreitet, wenn zum Beispiel beim «Züüslä» eine Turpenhütte oder «Schtreutrischtä» in Brand geriet, einer bis zum Hals in einem Turpenloch stecken blieb oder wenn das selbstgebaute Floss kenterte, auf dem man die Sihl hinunter trieb.

Erntezeit im Herbst war etwas vom Schönsten. Wie schmeckte da zum «Zväschper» eine Scheibe Maisbrot oder dufteten die im «Schtudäfüür» gebratenen «Gumäli»! Dabei konnte man aus Binsengras so schöne Körbli und Puppen flechten. Wie staunte man aber erst, wenn über den Freiherrenberg der Zeppelin erschien und dann langsam über das Sihltal entschwand. Der Schulweg ins Dorf betrug gegen eine Stunde. Diesen Weg im Sommer vier-, im Winter zweimal täglich. Gerade durch seine Länge, bei Regen und Schnee, bei Kälte und Sonnenschein, bei Durst und Hun-

ger, bot seine besonderen Romanzen. Die «Zwejerä Sejbels» wohnten zuhinterst. Über die Stollern und das Birchli, an rauschenden Tobeln und plätschernden «Brünnäli» vorbei, gesellten sich nach und nach «Gschpändli» und Mitschüler dazu; am Helgenstöckli und Friedhof vorbei und bis ins Dorf war ein schönes «Triippli» Buben und Mädchen beieinander. Dass es dabei immer etwas «z Händlä» und «z Schriitä» und «z Gudlä» gab ist natürlich. Weniger fein ging es bei Streitigkeiten der Buben zwischen den einzelnen Vierteln zu, wie die Horgenbergler gegen die vom Birchli, Dörfler gegen Trachslauer. Es waren rohe Banden und Gesellen. Man konnte froh sein, wenn man aus diesen Gefechten mit einem blauen Auge davon kam. Im Winter wurden die Kinder von den weit abgelegenen Ansiedlungen mittags durch die

Fuhrmann Josef Bisig,  
«Zwejerä Sejbel»



Schulküche mit Brot und Suppe verpflegt. Anschliessend hatte man aber noch genug Zeit, um eine «Schtändligurä» zu plagen oder einen Streifzug durch die Klosterstallungen, Kirche, Dorf oder Friedhof zu unternehmen. Im Friedhof hatte man es auf «Ängäli» und «Chrälläli» abgesehen, in der Kirche auf den Kerzenwachs, den man so gut kneten und formen konnte und der in den sonst schon vollgestopften Hosensäcken so kleben blieb. Wohl weniger erfreut war bisweilen «Töbiässel», der «Camionneur», wenn er im Euthal oder Iberg feststellen musste, dass die «Birchligöjflä» seine Brote «ausgegrumst» hatten. Auch lernte man schnell den Griff für Äpfel und Birnen, wenn so ein «Obstfuermä» mit seiner Ladung vorbei fuhr.

In jener Zeit fuhr die alte Rösslipost noch ihren Kurs, und die grosse «Schnejschnüüzi» wurde noch sechs- und achtpännig geführt, wenn das neue Postauto mit dem Schnee nicht fertig wurde. Die Jugendjahre hatten aber auch mal ein Ende, und die ältesten Geschwister des «Zwejerä Sejbels» wurden flügge und gründeten bereits eigene Familien, als die Jüngsten noch die Windeln nässten. Das unregelmässige kalte und einseitige Essen wie die unzeitlichen Fahrten bei Tag und Nacht

gingen an Vater Sejbel nicht spurlos vorbei. Mehr als einmal hatte er Lungenentzündung, die infolge schlechter Ausheilung auf Tuberkulose überging und an der er dann im Alter von 60 Jahren, am 12. Juli 1934, starb. Es war ein grosser Verlust für die Mutter und Kinder. Für ihn selbst war es eine Erlösung. Von Natur aus war er ein grober, harter Waldstätter, aber im Innern hatte er ein weiches Herz, besonders für uns Kinder. Es war Vorsehung, dass die Mutter von Anfang an alles in ihren Händen hatte und so beim Tod des Vaters einigermassen selbständig war. Die jüngeren Kinder können es nur ihr verdanken, dass sie ohne Vogt (Vormund) blieben. Es war an der Zeit, dass Mutter sich um eine neue Wohnstätte kümmern musste, denn die Bauarbeiten gingen dem Ende zu, und die Stauung sollte im Frühjahr 1937 beginnen. Durch die Vermittlung eines Hans Christen erwarb sie für sich und die vier unmündigen Kinder, Josef, Margrit, Walter, Alois, und Enkelin Annemarie ein Heimwesen im Aargau. An einer Gant wurde alles unnötige Mobiliar, Werkzeuge, Wagen und Tiere verkauft. An einem kalten, strahlend schönen Dezembermorgen 1936 war es soweit: Schon am Vormittag war man bereit, und in einem Möbelwagen von «Chäppelis Söhne» ging die Fahrt über den Raten. Zum letzten Mal schweifte der Blick über die altvertraute Gegend, die im schönsten Weiss da lag, und aus dem tiefblauen Himmel strahlte die Sonne. Es schien, als wollte die Natur den Auswanderern noch recht viel Mut und Zuversicht mit auf den Weg in den Aargau geben. Im Aargau angekommen, lag der Nebel dicht über Feld und Dorf. Schwer drückte er aber auch auf die Gemüter der Ankömmlinge. Die bessere Einrichtung in

Haus und Stall, wie elektrisches Licht und fließendes Wasser in der Küche, grosse Räumlichkeiten und mehr Zimmer, war für sie ein kleiner Trost. Es war alles so kalt und fremd in diesem Steinhaus und dessen Umgebung ohne Schnee. Wie war es doch noch so heimelig im alten «Nadelbüchli»! Zu den Akklimationsorgen gesellten sich noch weitere: Es gab keine Arbeit für die beiden Schulentlassenen. In der ersten Zeit hätte es bei Mutter wenig gefehlt, und sie wäre mit Hab und Gut wieder in die alte Heimat gezogen.

Josef begann die Mechanikerlehre, und Margrit fand nach langem Suchen Arbeit in der Schuhfabrik Bally; und sie war lange Zeit die einzige, die etwas Geld zum Unterhalt der ganzen Familie beitrug. Mit Anfangsschwierigkeiten hatten wir auch in der Schule zu tun; unser Dialekt wurde kaum verstanden, und zudem waren wir noch schüchtern. Der Frühling kam und damit auch wieder neuer Lebensmut und Arbeitsgeist. Langsam lernte man die Nachbarn kennen, und wir Kinder fanden «Gschpändli» und Anschluss. Nebst der Schule mussten wir Jüngsten wacker mithelfen, um wenigstens den Selbstbedarf aus dem steinigem Boden zu bringen. An schulfreien Tagen gings ins Holz, um für den Winter mit Brennmaterial eingedeckt zu sein. Daneben verdienten wir beim Kegelstellen einige Batzen oder beim Aushelfen bei den Bauern. Vorbei war hier die goldene Freiheit aus dem Sihltal. Wir waren doch Fremde, und man achtete mehr auf unser Tun und Treiben. So verging die Zeit, und vom Zweiten Weltkrieg spürten wir eigentlich wenig, denn von den drei bis vier Ziegen hatten wir genug Milch. Auch schlachteten wir jährlich ein bis zwei Schweine, und hier mussten wir sogar abgeben. Hunger mussten wir also nie erleiden. In



*Witwe Anna Bisig und Kinder vor ihrem neuen Heim. Das alte Gadenhaus, erbaut anno 1839 mit angebautem Stall und 2 Jucharten Baumgarten steht im Oberdorf in Hägglingen AG.*

jener Zeit brachte also auch das Jüngste die Schulzeit hinter sich, und die Familie wurde immer kleiner. Am 15. Februar 1953 verunfallte der Jüngste, Alois, tödlich und 1954 verliess auch der Letzte (der Schreibende), infolge Heirat das Mutterhaus.

Das zunehmende Alter machte sich aber bei der Mutter durch allerlei Beschwerden bemerkbar. Noch immer führt sie ihren eigenen Haushalt und besorgt den Garten. Das Land jedoch hat sie verpachtet und die Zimmer an Fremdarbeiter ausgemietet. Mit Gottvertrauen beginnt sie ihr Tagwerk. Das Gottvertrauen und Gebet geben ihr aber auch den unermüdlichen Lebenswillen und Zufriedenheit. Gerne besucht sie hie und da ihren alten Wohnort wieder; aber für sie ist Hägglingen ihre zweite Heimat geworden. Da ist sie zu Hause. (Mutter Anna starb 1973 im 85. Altersjahr.)